Besatzungssold. *Für viele Russen sind die Streitkräfte, hier im Norden der Halbinsel Krim, die einzige Chance auf ein genügendes Auskommen.* *Foto: picture alliance/dpa/Sputnik*

Abkommandiert

Iwan ist Posaunist beim russischen Militär, kann kaum ein Gewehr halten. Trotzdem wird der Dagestani erst auf die Krim geschickt, dann nach Mariupol. Missbraucht Moskau Minderheiten aus armen Regionen als Kanonenfutter in der Ukraine?

Von Thomas Fritz Maier

Es ist ein Samstagmittag Ende Mai, als Andrej in einem Videogespräch seine Geschichte erzählt. Auf dem Bildschirm erscheint das Gesicht des brünetten jungen Mannes aus der russischen Kaukasusrepublik Dagestan, mit starkem Kiefer und doch auffällig zarten Gesichtszügen. Er ist Anfang 30 und meldet sich aus seiner Wohnung in Moskau, denn Dagestan hat er schon vor Jahren verlassen, hat in der Hauptstadt studiert und Arbeit an einer der vielen Universitäten dort gefunden. Anders als sein älterer Bruder Iwan, der gerade die schwersten Monate seines Lebens hinter sich hat und dessen Geschichte Andrej erzählen will.

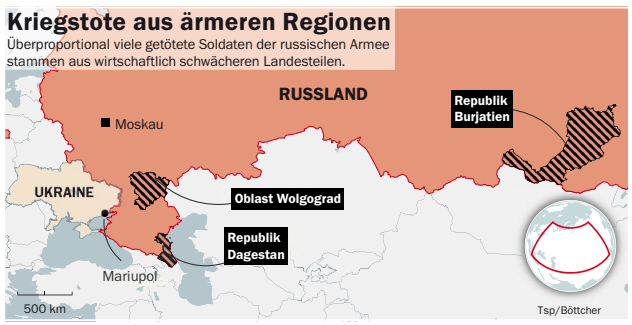
Auch bei Andrej hat diese Zeit Spuren hinterlassen, er wirkt schrecklich müde. „Mir geht es ganz gut“, sagt er zwar, „ich bin am Leben und unversehrt.“ Mental sieht es bei ihm anders aus.

Die Geschichte beginnt wie so viele Geschichten russischer Soldaten am 23. Februar 2022. Eher beiläufig fragt seine Mutter in einem ihrer regelmäßigen Telefonate, ob er schon gehört habe, dass Iwan auf die Krim geschickt worden sei. Iwan gehört dem Militär an, eine Entsendung als solche ist nicht ungewöhnlich. Doch an der Grenze zur Ukraine zogen damals schon seit Wochen die Truppen des Kreml auf. Und Iwan ist eigentlich nicht zum Kämpfen geeignet, sondern Militärmusiker. Er spielt Posaune. Als Mitglied eines Orchesters ist er dauerhaft in Tschetschenien stationiert. Über die Grundausbildung hinaus hat er keine Kampfausbildung. „Iwan kann gar nicht schießen“, sagt Andrej. Er sei einer der Jungs, die bei Paraden die russische Hymne spielen. „Dass wirklich etwas passiert, hat aber keiner von uns geglaubt“, erzählt Andrej. Vor Sorge um seinen Bruder tut er in dieser Nacht trotzdem kein Auge zu.

Dann treffen in den frühen Morgenstunden des 24. Februar die ersten Nachrichten vom russischen Überfall auf die Ukraine ein.

Iwan und Andrejs Namen lauten eigentlich anders, auch biografische Details werden hier zu ihrem Schutz vor Repressionen nicht genannt. So wie ihnen ging es am 23. Februar vielen Menschen aus Dagestan im Nordkaukasus, aber auch aus Burjatien im Osten Sibiriens oder der Oblast Wolgograd. Denn die russische Armee hat unverhältnismäßig viele Soldaten aus den ärmsten Regionen in die Ukraine geschickt, wie die in Russland blockierte Nachrichtenorganisation Mediasona recherchiert hat – auch der Tagesspiegel berichtete. Es sind oft diejenigen, die in Moskau wegen ihres von vielen Russen als fremdländisch empfundenen Äußeren keine Wohnung finden oder nur zu schwerer Arbeit auf Baustellen eingeteilt werden, jetzt aber wie keine andere Bevölkerungsgruppe die Schrecken des Krieges spüren.

Anhand öffentlicher Quellen zählte Mediasona am 31. Mai 3211 getötete Russen, davon 190 aus Dagestan. Aus der bevölkerungsreichsten Kaukasusrepublik kommen damit rund sechs Prozent aller offiziellen russischen Kriegstoten. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung liegt dagegen bei nur etwa zwei Prozent. Hinzu kommen 142 bestätigte tote Soldaten aus Burjatien sowie 115 aus der Oblast Wolgograd. In allen drei Regionen liegt das mittlere Monatseinkommen unter 24 000 Rubel – knapp 360 Euro. Alle russischen Regionen mit einem Monatseinkommen über 700 Euro hatten an dem Stichtag zusammen 32 Todesopfer.



Die tatsächlichen Zahlen dürften allgemein höher liegen. Die Nato ging bereits Ende März von 7000 bis 15 000 getöteten russischen Soldaten aus.

Iwan ist nicht darunter. Doch die beiden Monate, die bis zu seiner Rückkehr vergehen, wird seine Familie so schnell nicht vergessen. „Am Anfang war ich fast hysterisch, ich habe geweint, war am Rande eines Nervenzusammenbruchs“, erzählt Andrej über den ersten Kriegstag.

Wo sein Bruder ist, weiß da noch niemand. Erst nach einer Woche kommt das ersehnte Lebenszeichen, Iwan ruft an. „Ich kann nicht lange sprechen“, sagt er, „es fallen Roaming-Gebühren an.“ Mit ihm sei alles in Ordnung, sie stünden im Feld und wärmten sich am Feuer. Kein Wort zum Aufenthaltsort, doch das Wort „Roaming“ genügt, um klarzumachen, dass er Teil des russischen Einmarschs in die ukrainische Oblast Cherson ist.

Danach bricht die Verbindung ab. Erst eine Woche später meldet sich Iwan wieder, dann nach zwei Wochen. Schließlich erreichen die Familie nur noch über Bekannte, deren Söhne in derselben Einheit dienen, sporadisch Nachrichten. Zuletzt darüber, dass Iwan in die Nähe von Mariupol geschickt wird. Die Hafenstadt stand schon im April für die Hölle des russischen Zerstörungskrieges. „In dieser Zeit haben wir von Iwan gar nichts mehr gehört, wir wussten nicht, ob er noch lebt“, erzählt Andrej. „Meine Eltern gingen sogar zum Militärbüro, um nach Listen von Verwundeten oder Toten zu fragen. Aber es war nichts herauszubekommen.“ Beim letzten Satz wird seine Stimme brüchig. Die Erinnerung an die Angst dieser Tage steckt ihm in den Knochen.

Endlich, am 1. Mai, die erlösende Nachricht: Iwan ist zurück auf der Krim, unversehrt. Kurz darauf wird er nach Hause geschickt, wenig später wieder regulär in Tschetschenien stationiert. Wie sich herausstellt, wurde seine Einheit zwar von Tag eins an beschossen, doch in Mariupol war er zur Bewachung von Lagern im Hinterland abgestellt.

Obwohl es Andrej und seiner Familie absurd scheint, dass ein Militärmusiker in den Krieg geschickt wird, mag ihn gerade die fehlende Kampfausbildung vor Schlimmerem bewahrt haben. Das vermutet Margarete Klein, Expertin für russische Militärpolitik der Stiftung Wissenschaft und Politik. „Der Einsatz von Militärmusikern zur Lagerbewachung spricht dafür, dass man sehr knapp war an Zeitsoldaten, die üblicherweise solche Aufgaben übernehmen würden“, sagt Klein.

Offensichtlich sei das russische Militär mit zu wenigen Truppen in den Krieg gezogen, um die Absicht der Invasion zu verschleiern. „Was macht man, wenn man zu wenig Personal vor Ort hat? Man muss diejenigen mit Kampferfahrung an der Front einsetzen und hat im rückwärtigen Bereich Posten offen.“ Für die Logistik hinter der Kampflinie nutze man Leute, derer man schnell habhaft werden konnte – auch wenn diese, wie Iwan, im Kriegsgebiet völlig fehl am Platz waren. „Im Sinne einer Professionalisierung der Streitkräfte ein katastrophales Zeichen.“

Doch warum rekrutiert die Armee diese leicht verfügbaren Truppen ausgerechnet in Dagestan? Ein russischer Soziologe, der anonym bleiben möchte, sieht vor allem sozio-ökonomische und demografische Gründe. Die kaum industrialisierte Region sei von großen Einkommensunterschieden geprägt, sagt er, viele Menschen hielten sich mit Schwarzarbeit über Wasser, zum Beispiel mit illegalem Fischfang oder illegaler Robbenjagd. Auch die wichtigen Verwandtschaftsbeziehungen in der traditionell islamischen Gegend, über die man schwarz Jobs zugeschachert bekomme, böten meist keinen Ausweg aus der Prekarität. Vor einigen Jahrzehnten bestand noch die Möglichkeit, nach Norden zu migrieren und ein Auskommen etwa in der Öl- und Gasindustrie zu finden, doch das Jobangebot sei auch dort mittlerweile kleiner.

Hinzu kommt eine überdurchschnittliche Geburtenrate. Das Resultat: viele junge Männer mit niedrigem Bildungsniveau, für die oft nur die Armee solide Löhne und Aufstiegschancen bereithält. Während junge Männer in Moskau oder Sankt Petersburg oft Geld bezahlen, um dem Wehrdienst zu entgehen, waren in Dagestan um die 2010er Jahre sogar Bestechungen üblich, um aufgenommen zu werden. Das lag auch daran, dass man dagestanischen Anwärtern wegen der in der Region aktiven islamistischen Gruppierungen mit Misstrauen begegnete. Mittlerweile wiegt der Personalbedarf schwerer als die Vorbehalte, und in Dagestan wird wieder aktiv rekrutiert.

Der Vater unterstützt den Krieg. Bis sein Sohn von dort zurückkehrt

Die Misere kennt Andrejs Familie aus eigener Erfahrung. Vor Iwan war schon der Vater bei der Armee, obwohl ihn erst nichts dorthin gezogen hatte. Doch sein ursprünglich sicherer Job in einer Fabrik wurde nach dem Zerfall der Sowjetunion immer prekärer. „Schließlich wurden Löhne nicht mehr gezahlt, es gab einfach kein Geld mehr. Das war ungefähr 1994“, berichtet Andrej. „Besonders in der Provinz mussten die Leute andere Mittel finden, um zu überleben. Mein Vater entschied sich für das Militär, um seine Familie durchzufüttern.“

Noch im selben Jahr begann der erste Tschetschenienkrieg. Die Abspaltungsbestrebungen in Dagestans Nachbarrepublik führten zu zwei langen, brutalen innerrussischen Kriegen, die heute wegen ihrer vielen zivilen Opfer und der grausamen Bilder zerbombter Städte oft mit dem in der Ukraine verglichen werden. Andrejs Vater entging den Kampfhandlungen während des zweiten Tschetschenienkrieges nur knapp, wie zwei Jahrzehnte später sein Sohn. Er war ebenfalls hinter der Front stationiert.

Auch sonst gleichen sich die Fälle der beiden fast aufs Haar. Iwan trat wie sein Vater nicht aus Überzeugung ins Militär ein, sondern weil ihm ohne eine höhere Bildung nur der Armeedienst blieb. Zwar hatte er Anfang der 2000er Jahre seinen Schulabschluss gemacht und gleichzeitig an der Musikschule der Stadt Posaune spielen gelernt, doch einen Job fand er danach nicht. Iwan schloss einen Vertrag als Zeitsoldat und verlängerte ihn nach dem Ablaufen ein ums andere Mal. Damit, dass er schließlich doch im Krieg landen könnte, rechnete er nicht.

Bald könnten Reparationen ausbleiben. Kommt es dann zu Unruhen?

Iwan hatte Glück im Unglück, kam zumindest körperlich unbeschadet nach Hause. Doch die Familie kennt auch Fälle, die tragisch endeten. Andrej erzählt von Bekannten, deren Sohn an der Front in der Ukraine eine schwere Kopfverletzung erlitten habe und jetzt auf einem Auge blind sei. Oder von der Familie aus seinem Heimatort, die damit zurechtkommen müsse, dass ihr Junge nie mehr aus der Ukraine zurückkehren wird.

In russischsprachigen Medien, die nicht die Rhetorik des Kreml wiedergeben, stößt man immer wieder auf solche Geschichten. Eine Gesprächspartnerin des Magazins „Daptar“, das feministische Berichterstattung aus dem Kaukasus leistet, formuliert es so: „Fragen Sie, wen Sie wollen, jeder kennt jemanden. Bei dem einen ist es ein Bekannter, beim Nächsten ein Cousin, wieder beim Nächsten ein Neffe.“

Der Nordkaukasus ist nach wie vor Russlands politisch instabilste Region. Könnte sie wieder zum akuten Problemherd für die russische Regierung werden, sollten sich solche Berichte häufen?

Jeronim Perović von der Universität Zürich will sich nicht festlegen. Zuletzt sei es immer wieder zu Unruhen und Anschlägen gekommen, die sich meist gegen die örtliche Korruption richteten. „Wir sehen anwachsenden Unmut zum Beispiel in Abchasien, das zwar nicht formeller Teil Russlands ist, doch auch von dort haben sich anfangs Leute zum Krieg in der Ukraine gemeldet“, sagt der Kaukasus-Experte. „Als durchsickerte, dass dort Menschen sterben, haben die Leute schnell beschlossen, dass sie nicht für Russland sterben möchten. Irgendwann kommt diese Info auch in Dagestan an.“

In Andrejs Familie ist sie das längst. Und mit ihr offenbar ein Umdenken. „Mein Vater ist ehemaliger Soldat und hat lange Zeit das Weltbild eines typischen russischen Soldaten vertreten“, erzählt er. Sie seien von Feinden umgeben, man wolle ihr Land einnehmen, um sie herum sei überall die Nato. „Das ganze Propaganda-Arsenal.“ Andrej selbst fühlte seit jeher Abneigung gegen das Militär, immer wieder stritten sie deshalb. Auch bei Andrejs Heimatbesuch im April, als Iwan schon unterwegs in Richtung Mariupol war. „Mein Vater sagte ernsthaft, jetzt müsse man die Sache auch zu Ende bringen. Wenn wir sie nicht kriegen, dann kriegen sie uns.“ Als Andrej sich daran erinnert, steht ihm die Resignation ins Gesicht geschrieben. „Ich habe ihn gefragt, wie viele Söhne er für diese Sache opfern wolle. Er hat nur geschwiegen.“

Doch mit Iwans Rückkehr legte sich beim Vater ein Schalter um. „Ich weiß, dass sie ein langes Gespräch hatten, unter vier Augen. Worum genau es ging, weiß ich nicht, vielleicht hat Iwan davon erzählt, was er in der Ukraine gesehen hat.“ Was Andrej sicher sagen kann: Noch bevor Iwan in seine Kaserne in Tschetschenien zurückkehrte, bat der Vater den Sohn, seinen Vertrag beim Militär im November auslaufen zu lassen.

Jeronim Perović hält es für wahrscheinlich, dass immer mehr Menschen wie Iwans Vater in Dagestan am Militärdienst zweifeln. „Die Gemeinschaften sind relativ klein und überschaubar. Wenn dort einer stirbt, dann wissen das alle, und es ist eine Tragödie. Und zu den Toten kommen ja auch noch Verwundete.“ Margarete Klein teilt diese Ansicht. „Im Kaukasus hat man Beerdigungen mit mehreren Hundert Teilnehmern. Wenn ein Mensch stirbt, dann ist sofort die Großfamilie im Bilde. So sickert diese Information viel tiefer in die Gesellschaft hinein als in einer primär ethnisch russisch bewohnten Region.“ Möglich sei zudem, dass mittelfristig die Reparationszahlungen ausbleiben, die Präsident Putin Angehörigen getöteter Soldaten versprochen hat. Ob das zu Unruhen oder lediglich zu Resignation führt, kann keiner vorhersagen.

Andrej konnte sich der Spirale aus wirtschaftlicher Not und Armeedienst entziehen. Ob er sich vorstellen könne, jemals für sein Land zur Waffe zu greifen? „Lieber werfe ich mich vor einen Bus“, sagt er mit einem Lachen. Es ist ein bitteres.